

Bezugs-Preis
In Halle und Umgebungen 2,50 M.
und die Post bezogen 3 M.
Wöchentlich. Die halbjährliche
erfolgt wöchentlich 2 mal.

Halleische Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die halbjährliche Blatt-Zeit oder
für den Raum 2 Zeilen und 10 Buch-
staben nur 15 s.
Für den Raum 1 Zeile und 10 Buch-
staben nur 10 s.
Für den Raum 1 Zeile und 5 Buch-
staben nur 5 s.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition:
Halle, Leipzigerstraße 97.

Halle a. S., Montag 1. Juli 1895.

Berliner Bureau:
Berlin C, Friedrichstraße 6.

Telegramme.

London, 1. Juli. Aus Anlaß des Rücktritts des Kabinetts
Nobels sind zahlreiche Auszeichnungen erfolgt. Die bis-
herige Wirkung von Irland Lord Hugh O'Connell und der Lord des
Schatzes wurden zu Karls ernannt. Der bisherige Minister für
Walden und der frühere Gouverneur der Karolinen Sir Henry
Guthrie sind zu Baronen ernannt worden. Der bisherige Staats-
sekretär für Indien Lord Curzon wurde zum Großkomtur des Sterns
von England ernannt. Der Kriegsminister Campbell Bannerman
ernannt zum Großkreuz des Ordens.

London, 29. Juni. Der Naturforscher Professor Thomas Huxley
ist gestorben. (Huxley war 1825 in Ealing bei London geboren und lebte
als Professor der vergleichenden Anatomie und Zoologie am
Royal College of Surgeons in London. Nicht nur als Zoologe und
Paläontologe, sondern noch mehr als Forscher auf dem Gebiet der
vergleichenden Anatomie hat er einen bedeutenden Namen. Geradezu
epochmachend war sein um die Mitte dieses Jahrhunderts er-
schienenes Werk über die Stellung des Menschen in der Natur,
welches, wie viele andere seiner Schriften ins Deutsche über-
setzt wurde. Huxley vertrat hierin die anatomische Verwandtschaft
des Menschen mit dem höher entwickelten Affen nachzuweisen und
erwies damit die wissenschaftliche Richtigkeit der Charles Darwin bald
darauf betrat. D. Hux.)

Paris, 30. Juni. Der internationale Kongress für Ge-
schichte der Wissenschaften wurde heute im großen Saal des Con-
sults eröffnet. 40 französische und 160 ausländische Teilnehmer
waren anwesend. Der Präsident Faure wohnte der Sitzung bei.
Der Minister des Innern Legues und der Delegierte der Niederlande,
Fols, hielten Ansprachen.

Paris, 30. Juni. Bei dem gestern hier stattgefundenen Bankett
der Panamerikaer er hielt der Bundesminister Lebou eine
Rede, in welcher er hervorhob, der Handel Frankreichs habe seit 20
Jahren eine Fortschritte gemacht, während England und namentlich
Deutschland wichtige Abstriche gelassen habe. Die Ursache hier-
für liege nicht in dem gegenwärtigen wirtschaftlichen Regime zu
suchen, sondern in den zu hohen Preisen der französischen Produkte.
In dem abgelaufenen Jahre hat die Industrie ermittelten Waren
nach dem Schwank der betreffenden Länder anzufragen; außerdem
müsse man den Streit erleichtern und Handelskammern im Auslande
gründen.

Deutsches Reich.

* Das Verbot der Kaiserin ist, wie aus Kiel gemeldet
wird, fortgesetzt ein gutes; wieder die Kaiserin zur Zeit auch
noch das Verbot ist, so ist doch die Hoffnung vorhanden, daß
sie schon am Dienstag das Verbot verlassen können. Der
Termin der Abreise nach dem Neuen Palais ist noch unbestimmt
gefallen.

* Das Staatsministerium trat am Sonnabend in
seinem Dienstgebäude am Leipziger Platz unter dem Vorsitz des
Fürsten zu Hohenlohe zu einer Sitzung zusammen.

* Die vereinigten Ausschüsse des Bundesrats für
Zoll- und Steuerwesen und für Finanzwesen, die vereinigten
Ausschüsse für Zoll- und Steuerwesen und für Handel
und Verkehr, sowie die vereinigten Ausschüsse für Zoll-
und Steuerwesen und für Rechnungswesen trafen am Sonn-
abend Sitzungen.

* Der bisherige Vertreter des dritten Reichstags-Wahl-
kreises (Bartenberg-Deils), Landrat a. D. Wilhelm von
Kardorff, der früher der Deutschen Reichspartei im Reichstag
angehörte, hat am Sonnabend dem Bureau des Reichstags die
offizielle Mitteilung abgeben lassen, daß er sein Reichs-
tagsmandat niederlege. Bekanntlich hatte die Wahl-
prüfungskommission das Mandat des Abg. v. Kardorff ver-
weigert. Derselbe hat dem Reichstage seit 1868 ununter-
brochen angehört und ist seit 1866 auch Mitglied des
Abgeordnetenhaus. In seiner langjährigen parlamentarischen
Wirksamkeit und auch schon im öffentlichen Leben hat er stets
eine hervorragende Rolle gespielt und hat bekanntlich schon
erst auf seinen langjährigen Vorkandidaten verzichtet, um
sich bei zunehmenden Jahren den öffentlichen Angelegenheiten
unabhängiger widmen zu können. Die Regierung zu Breslau
hat sich mit ihrem Dank zugleich über dieses Verhalten über
den durch sein Auscheiden verursachten Verlust für den Dienst
ausgesprochen. Aber auch der Reichstag hat nach dem
Verlust eine hervorragende Persönlichkeit, das Fehlen einer
guten Kapazität, wie sie Herr v. Kardorff ist, würde daher
eine um so empfindlichere Lücke in den Reihen unserer Volks-
vertretung bedeuten. Herr v. Kardorff hat sich, wie wir zu
unserer Genugthuung hören, bereit finden lassen, wieder zu
kandidieren. So sieht zu hoffen, daß die Wähler des Kreises
Deils ihrem langjährigen und bewährten Vertreter ihr Ver-
trauen auch diesmal wieder zuwenden werden.

* An der am 29. Juni stattgefundenen Reichstags-Sitzung
nahm im Wahlkreise Kolberg bis bisher gewählt für
Denol (frei. Bg.) 1894, für v. Gerlach (kons.) 1895
Stimmen. Nach einer einstweiligen Debatte haben die
Wähler des freiwirtschaftlichen Kandidaten gewählt. Die Schrift
in diesem Ergebnis tragen einzig und allein
die Wählerstimmen, die sich bei der Stichwahl der Stimmen-
abgabe erhalten haben, während die Sozialdemokraten sämtlich
für den freiwirtschaftlichen eingetreten sind.

* An Stelle des verstorbenen Landtagsabgeordneten Dietrich
Reide wird von der national-liberalen Partei der Kenner Hermann
Kahlke in Rede, früher Hofkammer in Seeburg-Neug. als
Landtagsrat für den Kreis Nordvorpommern
ausgewählt worden. Die Freiwirtschaftler haben den
Landtagsabgeordneten Thomassen als Landtagsrat aufgestellt.

* Der deutsche Volkswart in Washington, Herr von Thiel-
mann, hat sich den Times zufolge dahin geäußert, er glaube
nicht, daß Deutschland die Initiative zur Einberufung einer
internationalen Währungs-Konferenz ergreifen werde. Die
Möglichkeit der deutschen Staaten ist damit nicht einverstanden, und

er sei der Ansicht, daß die Kaiserliche Regierung aus eigener Ent-
scheidung bis zum Juliabend des Reichstags im November
seine Schritte in der Angelegenheit thun werde.

* Eine statistische Untersuchung über Verhältnisse im
Handwerk ist von der Reichsregierung in die Wege geleitet
und wird vom kaiserlichen Statistischen Amt ausgeführt werden.
Die Erhebung hat hauptsächlich den Zweck, Anhaltspunkte hin-
sichtlich der Zahl und des Personals derjenigen Gewerbebetrie-
be zu gewinnen, welche für eine korporative Organisation
in Betracht kommen könnten, und ersichtlich zu machen, wie
weit die örtliche Vertheilung solcher Betriebe eine zweckmäßige
Zusammenfassung zu Verbänden von Gewerbetreibenden derselben
Art ermöglichen würde, die geeignet sind, der Hebung
des Wohlstandes, insbesondere auch der Lehrlingsausbildung zu
dienen. (Vgl. Nordd. Allg. Ztg.) schreibt dazu:

Es kommen für die Untersuchung also solche Gewerbe in
Betracht, welche nicht, oder nicht übermäßig fabrikmäßig betrieben
werden, und zwar sind deren sehr viele anzugeben, von denen für drei
— Schloffer, Schmiede und Schneider (Schüler) — besondere Aus-
sicht über die Spezialitäten in diesen Gewerben verlangt werden.
Die Erhebung wird sich nicht über das ganze Reich erstrecken, son-
dern es sind aus Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden
und Hessen einzelne Bezirke und außerdem die Stadt Wien
ausgewählt. Die örtliche Vertheilung solcher Betriebe dem statistischen
Bureau ermöglicht eine rasche Verarbeitung der
Ergebnisse und hat den Vorteil, nur eine geringe
Anzahl von Behörden und nur die Gewerbetreibenden der be-
treffenden Bezirke in Anspruch zu nehmen. Der Schwank lag ja
nicht die Sonderermittlung mit der Statistik und Gewerbeamt
in Verbindung zu bringen, insofern ersicht das bei eingehender
Erhebung doch nicht zweckmäßig; jene Föhrung wird aber
dort, wo die Statistiken für die Ermittlung der Arbeiter der
Gewerbetreibenden, die für die Erhebung in Betracht kommen,
nicht genügen sollten, Material für die Aufstellung der Verzeich-
nisse, an welche Behörden gelangen müssen. Die eigentliche Ausführung
der Erhebung liegt natürlich in den Händen der Bezirksbehörden,
die vom kaiserlichen Statistischen Amt die Anhaltspunkte — für die
oben genannten drei Gewerbe besonders — erhalten und sie ver-
theilen. In den 70 Gewerben sollen alle Betriebe befragt werden,
die nicht unvollständig aus dem Fabrikat gebildet, und zwar aus
diesem Meister (Brennerei), welche ohne Gesellen arbeiten, da
die korporative Zusammenfassung sämtlicher selbstständigen Gewerbe-
betreibenden eines Berufsgebietes in Frage liegt. Das Statistische
Amt des Reichs soll Anfang August in dem Bezug der
etwa 120 000 ausgewählten Anhaltspunkte
und wenn möglich bis Ende Oktober das Ergebnis der
Erhebung im Druck vorkommen. Seine hauptsächlichste Aufgabe wird
es, nach dem vorher Bekannten, sein, die örtliche Vertheilung der
Gewerbetreibenden nach Bezirken übersichtlich darzustellen, demnach
ersichtlich ist, daß auch noch andere Fragen, die sich an die
Gewerbetreibenden über ihre eigene Vertheilung, über die Aus-
bildung der Lehrlinge, über die Kombination verschiedener Gewerbe-
betriebe gerichtet sind. — Das Ganze kann, auch in dem ge-
planten beschränkten Umfang, ein sehr wertvolles Material für
statistisches Arbeiten bieten; sehr wertvoll, kann auch hier,
wie bei allen solchen Erhebungen, die sich mit Fragen an die Be-
wohner wenden müssen, das Gelingen in erster Linie von der
Befragung selbst ab. Nur wenn jeder Interessent mit Sorgfalt
und richtig antwortet, kann ein wahrheitsgetreues Bild entstehen.

Neben der Vertheilung und Gewerbevertheilung vom 1. v. M.,
die das statistische Amt ausgefallen Material zu einer umfang-
reichen volkswirtschaftlichen Statistik geliefert hat, wird die
Erhebung über das Handwerk den Stoff zu einer statistischen
Detailarbeit bieten, die, wie jenes große Unternehmen, durch
das Bedürfnis der Verwaltung und Gesetzgebung erfordert wird.

* Zur russisch-sinesischen Anleihe meldet die „N. Fr. Pr.“
aus London, 28. Juni, von unterrichteter Seite:

„Die chinesische Regierung, resp. die Kaiser von China,
verweigern die Unterzeichnung des Anleihevertrages, weil
die Bedingungen und Garantien allzu erniedrigend und unge-
wöhnlich wären. China kein und weder, wie andere Staaten,
nur vermögenslos, der Russen ein ein gewisses Ansehen ab-
schließen, ohne die Nationen einer anderen Macht.
Wird dies nicht die chinesische Regierung erst jetzt infolge der
Erklärungen der deutschen und englischen Diplomaten an hoher
Stelle ein.“

Das Petersburger Verlaufs bogen von einer hoch-
gradigen Verwirrung die sich sowohl wegen des
Scheiterns der Anleihe durch englischen Einfluß als auch
wegen der englischen Stellungnahme zu Japan gegen Groß-
britannien richtete. Wie die „Kreuzzeitung“ erzählt, hört man in
den russischen Kreisen Stimmen laut, die die Meinung
ausprechen, daß man nicht nur kein Vertrauen in den durch
den Frieden von Simonsowitsch geschaffenen Zustand haben könne,
sondern sich mit dem Gedanken vertraut machen müsse,
vor dem Beginn sozialistischer Verwicklungen
zu stehen, und zwar solcher, die nicht nur wegen des Gegen-
satzes zwischen England und Rußland, sondern weil auch
andere Mächte hineingezogen werden könnten, möglicher-
weise in ihren Konferenzen auf bei nur politische Gebiet
hinderlicheren könnten. Kurz man ist der Ansicht, daß die
politische Lage im Allgemeinen ein ernsteren Charakter
annehmen könnte.“

Wir nehmen bis auf Weiteres an, daß auch diese Gruppe
nicht so heiß gegessen werden wird, wie sie sie und da getoht
zu werden scheint.

* Gegenüber der Behauptung eines süddeutschen Blattes,
der Kaiser habe aus eigener Entscheidung dem
Nord-Deutsche-Kanal den Namen Kaiser-Wilhelm-Kanal ge-
geben, ist die Erwählung der Zehnzahl von Interesse, daß es
schon der Wunsch des Kaisers Friedrich gewesen ist,
dem Kanal die Bezeichnung Kaiser-Wilhelm-Kanal beizulegen.
Dieser Wunsch ist ausgedrückt in einem Schreiben, das im
Jahre 1888 der damalige Reichskanzler an den Central-
Verein für Hebung der deutschen Flucht- und Kanalschifffahrt
als Empfehlung auf dessen Jahresversammlung gerichtet hat. In
diesem Schreiben heißt es:

Seine Majestät erblickten mit dem Verein in der vor-
geklagten Namensverleihung ein geeignetes Mittel zur Ver-
mehrung des Ansehens an des hochgeliebten Kaisers Wilhelm
Majestät. Wenn Seine Majestät gleichwohl zur Zeit davon Ab-
stand genommen haben, dem Vorhaben des Vereins zu entsprechen,
so ist dies geschehen, weil die Verhältnisse im Hinblick darauf,
daß die Arbeiten zur Herstellung des Nord-Deutsche-Kanals erst vor
kurzem begonnen haben und die Vollendung des Baues erst in
einer Reihe von Jahren zu erwarten ist, die Verleihung eines
anderen Namens an den Kanal gegenwärtig noch für verfrüht er-
achtet.“

Wie bereits mitgeteilt ist, tritt mit dem 1. Juli dieses Jahres
das kaiserliche Kanalamt in Funktion. Zum Präsidenten ist der
bisherige kaiserliche Geh. Regierungsrath Löwe ernannt; die
Stellen der technischen u. s. w. Mitglieder werden vor der Hand
vorläufig, nur kommissarisch befüllt werden, wennschon die be-
treffenden Personen auch als Beamten aus dem Reichskanalamt
finden. Dem kaiserlichen Kanalamt wird der Betrieb und die Unterhaltung
des Kaiser-Wilhelm-Kanals unterstellt. Nebenher bleibt für die
definitive Fertigstellung des Kanals und die Abrechnung u. s. d.
kaiserliche Kanalverwaltung bis über den dem Vorlage des jetzigen
Präsidenten Löwe und des Geh. Reichsraths Füllers vor der
Hand bestehen. Sobald der Kanal fertig gestellt ist, wird Ober-
kreuzrat Füllers als vortragender Rath ins Ministerium der öffentlichen
Arbeiten zurücktreten.

Der General-Sekretär der Deutschen Kolonial-Gesellschaft
Dr. Heinrich Volkmann ist am Sonntag früh 6 1/2 Uhr im Alter
von erst 44 Jahren an Lungenschwemmung gestorben.
Die Entdeckung eines besonders heftigen Geschwulstes
nach Marocco bemerkt, wie die „Allg. Ztg.“ schreibt, daß
das Auswärtige Amt mit allem Nachdruck für die Erfüllung der seitens
des Grafen Tattenbach bei der maroccanischen
Regierung erhobenen Einigungsbedingungen eintritt.
Deutschland ist mit dem Tinnonregal verbundenen Erschütterung
der Regierungsgewalt in Marocco vollst. Achtung entgegen
worden. Der Kreuzer „Alexandria“ konnte deshalb die Küste
in die Heimat fortsetzen, da deutscherseits den maroccanischen
Behörden ausreißend Zeit gelassen werden sollte, der Verzicht
auf den Besitz der Inseln und den deutschen Behauptungen
Grat zu leisten. Das Kommando um lober geschieden, ist in Aussicht genommen,
daß der Kreuzer „Marie“ auf der Küste eines der sinesischen Ge-
weissen, ähnlich wie das Schweißschiff „Tanger, anlaufen sollte.
Die Seinfahrt scheint sich zu verzögern, und manne tritt ein
besonderes Geschwulst von Alet aus die Fahrt nach Marocco an, um
die dort zur Verfügung unternommen werden sollen.
Die „Allg. Ztg.“ schreibt, daß die Kreuzer „Kaiserin Augusta“
und das Schweißschiff „Stosch“ sind, wie aus von anderer Seite
mitgeteilt wird, am Sonnabend Vormittag nach Marocco bereits in
See gegangen, wo sie voraussichtlich am 10. Juli eintriften werden.

Parlamentarisches.

In der Angelegenheit des Abgeordnetenhaus wurde
Freitag der vom Abg. v. M. v. Steinfels verfaßte Bericht
über die Abrechnung der Vorlage, bet. des Central-Anhalt zur
Förderung des generalpolitischen Verkehrs,
lesen und genehmigt, nachdem vorher § 6 des Gesetzes (jährliche
Vertheilung des Gewinnes) in der von der Redaktionskommission
vorgelegenen Fassung angenommen worden war. Die Vorlage
soll bereits Mittwoch zur zweiten Lesung im Plenum gestellt werden.

Oesterreich-Ungarn.

Ein Staatsrecht im Kleinen.
Die Wähler legen der Ernennung erblicher Pairer
große politische Bedeutung bei. Da im kommenden Monat ebenfalls
neuerliche Barone ernannt werden, welche sich ein gründlicher
Umformung des Stimmverhältnisses im Oberhause zu Gunsten der
Regierung. Von unterrichteter Seite wird mitgeteilt, daß diese Er-
nennungen nicht im besten Hinblick auf die liberale politische Lage
erfolgen; es ist jedoch anzunehmen, daß die Ernennung der Barone
bei den im Vertheilungsbereich vorhandenen Verhandlungen über die
kirchenpolitischen Gelege im Oberhause zu gute kommen werden.“

England.

Zur Kritik.
Gerichtswesen veräußert, der Herzog von Cambridge
wurde in Folge des Sturzes des Kabinetts, welches ihm
zur Demission bewegen, seinen Entschluß zurücknehmen und in dem
Amte des Hochkommandierenden der Armee ver-
bleiben. Die beiden Vorkandidaten, in Irland für
das Wiederansehen der Ultriche der Senior her.
Die Zusammenfassung des neuen Kabinetts
wird von den unionistischen Wählern sehr günstig
empfangen, und zwar von beiden Gruppen, ohne die Gefahr.
Die liberalen Wähler haben nichts daran auszusetzen, ausgenommen
Lord Hamiltons Ernennung zum Staatssekretär für Indien.
Die „Daily News“ erinnern daran, daß Hamilton eine der wenigen
Konfessionen war, die gegen die indischen Vorkandidaten sprachen
und ausdrücklich erklärt habe, er spreche in Salisbury Namen.
Nun habe er seine Wohnung erhalten. Die Königin verließ Lord
Holtzern den schottischen Anwesen-Creen.

Frankreich.

Die Alliance. — Ein Weltkrieg in Sicht. — Ein
Weltkrieg in Sicht.
Eine Note des Pariser Temps bezieht sich auf die
Meldungen in Betreff einer theilweisen oder gänzlichen Publikation der
zwischen Frankreich und Rußland eine bestehende
Konventionen auf Grund von Gefährdungen sehr mög-
licherweise von Rußland als heraus und beabsichtigt.

Im Secretariat der Kammer sprach Herr General
Lutjens entschieden gegen die zweijährige Dienstzeit
aus, welche bei der französischen Bevölkerung nicht gelassen
würde, den Friedensstand von 545 000 Mann zu erreichen.
Deutschland hat seiner um 12 Millionen zahlreicheren Be-
völkerung keine Abnahme, was Frankreich sich vertragen müßte.
Der Kriegsminister fügte hinzu, jetzt, wo jeden Augenblick
ein Weltkrieg ausbrechen könnte, sei es gefähr-
licher als je, an den bestehenden Secretäre-
bedingungen zu rütteln. Das Vorschlagsmitglied Cornudet
sah sich, zu fragen, ob General Lutjens seine Meinung im Namen
des gesamten Ministeriums abgeben werde. Der Kriegsminister
unterließ es, diese Frage zu beantworten, doch gab er am Schluß
der Verhandlungen zu verstehen, daß er bei seinen Worten an nicht
Besonderes gedacht habe, sondern nur allgemein die
Billigkeit habe kennzeichnen wollen.



Von Bruderhand.

[Nachdruck verboten.]

[9] Roman von Doris Frein v. Spätgen.

Nur einmal, beim lawn tennis, wagte er Prinzessin Brigitte, seine unermüdete Partnerin, nach Miß Jefferſon zu fragen. Vielleicht ſange ſeine Stimme dabei ein wenig unſicher, denn die Prinzessin ſchaute ihn mit ihren waſſerblauen, kalten Augen eine Weile prüfend an und entgegnete ſpöttlich:

„Nicht wahr, Graf Tavo, nach unſeren Begriffen würde man denken, Georgy ſei noch ein eigenſinniger, unbezogener Baſchiſch, der durch ſolch kindiſches Benehmen ſich intereſſant zu machen wünſcht. Glauben Sie das ja nicht, meine ſchöne Couſine iſt nur eine eingeiſte Puritanerin, die ſich durch Sie in ihrer Mädchenehre ganz gewaltig gekränkt fühlt und in jeder ferneren Begegnung mit Ihnen nur eine neue Demüthigung erblicken würde. Papa hat ſich bereits alle erdenkliche Mühe gegeben, Georgy das Abgeſchmackte und Lächerliche ihrer Quäſeraniſichten klar zu machen, allein da könnte man eben ſo gut das braune Monſtrum, das alte Joſie, weiß waſchen, ehe das durch ihre Erziehung und Vorurtheile verſchrobene Mädchen zu unſerer vernünftigen Weltanſchauung zu bekehren wäre. Sonntagsſchulen, Bibelſtunden und Wüldenbekehrungen, das, glaube ich, iſt nach meiner Couſine Geſchmack, wogegen ſie unſere Vergnügungen, ja ſelbſt Papas harmloſes Statſpiel mit Dr. Freitag „ſhocking“ findet. Georgy und ich werden niemals übereinstimmen, weil ich dergleichen verſtecktes Muckerthum haſſe, und ich bewundere eigentlich im Stillen Joachima, das heitere Weltkind, wie ſie ſich von der Amerikanerin ſo beherrſchen und beeinflussen und dieſe lächerlichen Bekehrungsverſuche über ſich ergehen laſſen kann. Warten Sie nur, Graf, der Zufall bringt Sie doch vielleicht einmal mit der Unſichtbaren in Berührung, und dann kommt die Reihe an Sie. Gerade an Ihnen fände ſich gewiß ein ausgiebiges Arbeitsfeld. Man ſagt, es läge ein bezwingender Zauber in dieſen grauen Augen, die beſſer Propaganda zu machen verſtünden, als alle noch ſo überzeugenden Worte. Hüten Sie ſich — hahaha!“

Graf Schredenſtein mußte darauf nichts zu erwidern, obgleich ein unbeſtimmtes Gefühl ihm ſagte, daß die Prinzessin ihre Couſine falſch und hart beurtheile.

Der leichte Wagen hatte indeſſen die Anhöhe, auf welcher Schloß Wuſterode lag, erklimmt und bog in eine breite, von uralten, mächtigen Laſzen beſchattete Allee ein, welche direkt auf den Beſtflügel, wofelbſt die fürſtlichen Wohnräume ſich befanden, hinführte. In dichten Büſcheln hingen die duftenden Traubendolden an den Zweigen nieder, ſo daß ein küſer, faſt betäubender Wohlgeruch die Luſt ringsum erfüllte und ab und zu ein weißer Blütenregen über Pferd und Wagen ſich ergoß. Hier brachte der Graf die Füchſe zum Stehen und beſahl dem Groom, abzuſteigen und ſeinen Beſuch im Schloſſe anzumelden. Nachdem dieſer gegangen, legte der Graf ſich, wie durch den eigenthümlichen Zauber der Umgebung berauscht, weit zurück und ließ den weichen, baſamiſchen Abendwind um ſeine Wangen ſächeln. Doch plötzlich ſtuhr er und wandte den Blick nach rechts, wo in etwa hundert Schritt weiter Entfernung hinter einer kleinen Einfriedigung mehrere zahme Rehe auf ſaftigem Wiefengrunde aſten. Durch eine beträchtliche Anzahl wahrhaft ſchöner Gel-tannen und alter Lärchenbäume wie durch üppiges Unterholz und über die grünen Matten zerſtreutes Wachholbergebüſch war dieſem Theile des ausgedehnten Parkes ein forſtähnlicher Charakter verliehen worden. Das ſcharfe Auge des Grafen vermochte ſelbſt unter den tief niederhängenden Zweigen einer großen Tanne eine Moosbank zu erſpähen, die einem zur Einſamkeit und ſtillen Träumereien hinneigenden Gemüthe das lauſchigſte Ruheplätzchen bot. Allein auf's Höchſte erſchrack ſtarrte Graf Schredenſtein jezt darauf hin, denn was ſeinen Blicken ſich dort zeigte, war ſo überraschend und befremdend, daß er anfänglich meinte, es ſei nur ein trügeriſches Gebilde

ſeiner wilderregten Phantafie. Zwei Perſonen ſaßen dort drüben — ihm den Rücken zuehend, eng aneinander geſchmiegt, als ob die ganze übrige Welt für ſie nicht weiter exiſtirte — ein Mann und ein Weib. Er glaubte Beide zu erkennen. Allgütiger Himmel, träumte er nicht wirklich? Hatte der be-räufchende Aſazienduft ihm die Sinne bethört? Was ſollte das heißen? — Da aber zeigte ſich auch ſchon etwas Anderes, was ſeine Aufmerkſamkeit ſchnell von dieſem Bilde ablenkte.

Die Zweige eines nicht ſehr weit von ihm entfernten Gebüſches theilten ſich und eilenden Laufes kam die hohe Geſtalt eines Mädchens im weißen Kleide auf den Wagen zugeſtürmt. Wie durch einen elektriſchen Funken berührt, richtete er ſich empor und ſtarrte in ein durch heftige innere Erregung leichen-blaſſes Geſicht. O, das war ſie ja, die er ſeit Wochen täglich — ſtündlich vor ſeinem Geiſte geſehen — nach der er verlangend ſo oft die Hände ausgeſtreckt — die aber unſichtbar für ihn geblieben. Georgina Jefferſon ſtand dicht an ſeiner Seite und wie Zaubertöne ſang ihm ihre weiche Stimme ans Ohr:

„Sie ſind Graf Schredenſtein — o ich weiß es wohl und offen bekenne ich, mir Mühe gegeben zu haben, Ihnen bisher auszuweichen, wo immer ich es vermochte.“ ſtieß ſie in abgeriſſenen Sätzen leidenschaftlich heraus. „Aber die Hand der Vorſehung beſtimmt über uns und ſo iſt es mir abnormals beſchieden, mich vor Ihnen — zu demüthigen, mein Herr! Wohl-an, es gilt ein Opfer zur bringen für Jene dort (ſie wies haſtig nach der Raſenbank), ein Opfer um dieſer beiden Menſchen willen, die mir Werth ſind! Graf Schredenſtein, Ihre Lippen werden niemals eine Silbe von dem verrathen, was Ihre Augen ſo eben dort drüben erſchaut — hören Sie, niemals! Wenn Sie ein Edelmann — ein Cavalier — ein führender Menſch ſind — ſo ſchwören Sie mir, jezt in dieſem Augenblicke, über Alles, ſowie auch über meine Anweſenheit tiefes Schweigen zu be-wahren!“

„Miß Jefferſon — ich verſtehe — begreife nicht . . .!“

Zwiſchen Ueberräſchung und Entzücken ſchwankend, begegnete er ihrem ſehend auf ihn gerichteten Angeſicht.

„O fragen Sie nicht, ich darf nichts verrathen. Laſſen Sie ſich genügen, daß Sie durch einen unſeligen Zufall ein Geheim-niß entdedten, welches keine Menſchenſeele je erfahren darf!“

Sie ſprach in zwar gebrochenem, jedoch bereits viel ver-ſtändlicherem Deutiſch, als bei ihrer erſten Begegnung mit Graf Schredenſtein, und da ſie den Hut in der Hand trug, vermochten ſeine Blicke ſich frei und ungehindert an den wundervollen Linien des ſchönen Mädchenkopfes zu entzücken.

Die ſchräg durch die Bäume fallende wahrhaft blutgrolthe Beleuchtung warf röthlich-goldene Reſlere über das dunkle Haupt und gab den edelgeſchnittenen Zügen eine faſt über-irdiſche Verklärung. Halb bittend, halb drohend imponierend ſchaute ſie zu dem fremden Manne auf, der wie von einem Zauberberanne umfangen ausrief:

„Ich gebe Ihnen, gnädiges Fräulein, mein heiligſtes Ehren-wort, über jenen ſeltſamen Vorgang ſo lange Schweigen zu be-wahren, bis Sie — Sie mich dieſes Wortes entbinden!“

Ohne Ueberlegung deſſen, was er ſprach und that, war der Graf vom Wagen geſprungen und reichte der jungen Dame ſeine Rechte hin. Mehrere Sekunden zögerte ſie, dann aber legte ſie die kleinen Finger raſch hinein, die er an die Lippen zog, und ſagte leiſe:

„Ich danke Ihnen — Graf Schredenſtein!“

Er athmete tief und ſchwer und bog ſich ein wenig zu ihr nieder mit den Worten:

„Nur eine Bitte möchte ich an das knüpfen, was ich ſo eben bedingungslos verſprach. Iſt es wohl unbedenklich, ſie zu äußern?“

„Ja — nein — nur ſchnell — ſchnell, dort ſehe ich bereits Ihren Groom am Ende der Allee! Er darf mich hier nicht finden,“ entgegnete ſie mit ängſtlicher Haft.

„Miß Jefferſon — Sie werden mich nicht länger — nicht

in dieser kränkenden — mißachtenden Weise dafür verantwortlich machen — daß Ihnen damals, in meinem Hause — jene Unannehmlichkeit zu Theil wurde! Bei meiner Ehre, ich habe dadurch eine Lehre empfangen, die wirksamere gewesen, als manch' herber Schicksalsschlag. Miß Jefferson, ich möchte bitten, mir zu verzeihen."

"Warum? Sie kennen mich ja kaum?" gab sie, ein wenig spöttlich lächelnd, jedoch schon halb verjöhnt zurück.

"O, es giebt Menschen, die — die" (er zögerte), "die man auf den ersten Blick erkennt," versetzte er rasch und eigenthümlich gepreßt, wobei er voll bänglicher Unruhe nach dem näher kommenden Groom hinüber sah.

"Nun gut, ich will dieser peinlichen Stunde nicht mehr gedenken, vergehen wir sie Beide! Jetzt aber fahren Sie zu, was Ihre Pferde laufen können, good bye, Graf Schredenstein!"

Damit lief sie eilends über den Rasen, einem dichten Buschwerk zu, hinter dessen grünem Geäst ihr weißes Kleid alsbald verschwand.

"Wo ist Archibald? Ich habe ihn gegen die fünfte Stunde hinunter nach dem Park gehen sehen und wundere mich, daß er noch immer nicht zurückgekehrt ist. Jedenfalls hat er keine Ahnung von Ihrem Besuche, bester Graf, sonst würde er sich diese Nachlässigkeit wohl kaum haben zu Schulden kommen lassen."

Sämmtliche Glieder der fürstlichen Familie befanden sich in der Fürstin's Salon, wo beim magischen Scheine der matt verhüllten Lampen der Thee soeben eingenommen worden war. Man hatte der jungen Amerikanerin den Grafen noch einmal in aller Form vorgestellt und schien sichtlich beruhigt darüber, dieselbe weniger abweisend und schroff zu finden. Fürst Amberg, welcher jene etwas gereizten Worte gesprochen, war schon mehrere Male an die auf die Schloß-Terrasse führende, jetzt geöffnete Glashür getreten, von wo er seine Blicke über die Treppe und die nächsten Partwege schweifen ließ. Dem Vater zunächst stand Carlos, dessen für gewöhnlich düsteres Gesicht heute einen glücklich heiteren Ausdruck trug.

Bis jetzt hatte er an Joachima's Seite gesessen, deren harmloses fröhliches Geplauder den ersten Mann ersichtlich angenehm erregt zu haben schien. Bei des Fürsten Frage nach Archibald war er jedoch aufgestanden und gab in völlig unbefangener, obwohl etwas wehmüthigem Tone zur Erwiderung:

"Es ist sonderbar, Vater, seit Arj heimgekehrt ist, scheint Ihr alle Sorge und Aengstlichkeit, die früher mir zugewandt gewesen, plötzlich auf ihn übertragen zu haben. Wo ist Archibald? Wo war er — was treibt er? Diese Frage höre ich Tag um Tag. Ich meine, der an Unabhängigkeit und unbeschränkte Freiheit gewöhnte Bruder sieht es nicht gern, sich in solcher Weise bevormundet zu wissen. Habt Ihr einen besonderen Grund dafür?"

Es war selten, daß Prinz Carlos in längerer zusammen-

hängender Rede sprach und die ihm Zunächststehenden mußten davon überrascht worden sein. Brigitte, deren scharfe Augen stets im Zimmer umher schweiften und welcher nichts entging, was gesprochen wurde, schlug daher in ihrer burlesken Weise mit der flachen Hand aufs Knie und lachte, zu Graf Schredenstein gewandt, laut auf:

"Dahaha, hören Sie nur, Graf Tavo, es ist pyramidal spassig, wenn unser stummer Carlos sich mal für irgend eine Sache ereifert. Natürlich, cher papa, Dein Vetter hat ja so recht. Was kümmert es uns, wo und wie Arj seine Urlaubszeit daheim verbringt. Ein Paar Augen giebt es ja doch in Wusterode, die diesem unruhigen Geiste Zügel anzulegen verstehen und ihn immer wieder an die Krippe zurückführen!"

War es Zufall oder versteckte Absicht, daß Brigitte dabei nach Joachimi hinüber blinzelte? Unwillig erröthend, mit einem scheuen Seitenblick ihren Vetter Carlos streifend, wandte diese sich ab und versetzte troig:

"Wenn in Deinen Worten etwa ein verborgener Spott liegt, Brigitte, so will ich Dir nur bald sagen, daß ich auf Arj nichts kommen lasse und behaupte, daß das Mädchen, welches er mit seiner Liebe beglückt oder einst beglücken wird, ein vom Schicksal bevorzugtes wäre! Arj ist ein selten edler, charakterfester Mensch!"

"Bravo! Kleine, das habe ich von Dir nicht anders erwartet," spöttelte Brigitte unbeirrt, wogegen Carlos sich jetzt wieder den Cousinen genähert hatte und mit einer eigenthümlichen Spannung im Gesicht dem Gespräch zu folgen schien.

"Anfönn, Du verstehst mich ganz falsch, Du bist immer boshaft und argwöhnisch!" eiferte die kleine Prinzessin, in hilfloser Verlegenheit nach Miß Jefferson hinübersehend.

"Na, beruhige Dich nur, Joachima, nicht länger brauchst Du für den Abwesenden Partei zu nehmen, dort kommt Archibald selbst und kann sich rechtfertigen," rief Brigitte, durch die Thür des Nebenzimmers deutend.

Unter Lachen und Scherzen begrüßte man den bereits allseitig Entbehrten, dessen merklich fröhliche Stimmung durch die Anwesenheit des Grafen, den er seit seiner Heimkehr nach Wusterode noch nicht gesehen hatte, noch gehoben wurde.

"Welch' wunderbarer Geist ist nur heute in Georgy gefahren? Sieh' nur, wie ihr Auge strahlt, wie sie unter den Heiteren die Heiterste ist. Jedenfalls steht das Lachen ihrem hübschen Gesicht bei Weitem besser, als jener sinnende Ernst," sagte Fürst Amberg zu ihrem Gemahl, als nach dem Abendessen Beide noch einmal auf die vom matten Schimmer des durch die Glashenster dringenden Lichtschein erhellte Terrasse getreten waren, während gedämpfte Töne eines englischen Liedes aus dem Musikzimmer zu ihnen herausklangen. "Weißt Du, daß mir vorhin ein ganz seltsamer Gedanke durch den Sinn kam?"

(Fortsetzung folgt.)

Ein amerikanischer Zeitungsjunge.

Erzählung von Richard Harding Davis.

Uebersetzung aus dem Dänischen.

(Fortsetzung.)

Die Nacht war sehr unbehaglich. Es regnete und schneite. Der Mitarbeiter stieg aus, um sein Telegramm abzuschicken, zündete eine Cigarre an, hüllte sich fest in seinen großen Mantel ein und drückte sich in eine Wagenecke.

"Wecke mich, Gallegher, wenn wir draußen sind," sagte er. Die Länge der Fahrt und die Beschwerlichkeit der zu vollführenden Aufgabe waren ihm bekannt, er wollte nun zum voraus ruhen. Gallegher schien es beinahe wie ein Verbrechen jetzt schlafen zu wollen, seine Augen glänzten fieberhaft vor freudiger Erwartung der Dinge, die nun kommen sollten.

Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick nach der Ecke, in welcher des Mitarbeiters Cigarre einen leuchtenden Punkt in der Finsterniß bildete. Er sah ihn schwächer und schwächer werden und zuletzt ganz erlöschen. Die Lichtstrahlen der Ladenfenster und Straßenlaternen fielen über den gefrorenen Straßendamm und Wagen, Pferd und Kutscher zeichneten sich als dunkle Schatten auf dem hellen Grund ab.

Gallegher ließ sich auf den Boden des Wagens gleiten und rollte sich in eine Decke ein. Die Kälte wurde immer empfindlicher; ein scharfer Wind drang durch jede Ritze und die Wagenfenster überzogen sich mit Eisgebilden.

Eine Stunde war schon verstrichen, die Droschke kam nur langsam vorwärts auf dem gefrorenen unebenen Weg.

Sie rasselte an langen Reihen neugebauter leerer Häuser vorüber. Sie und da erglänzten die farbigen Lichter einer Apotheke und man sah beim Schimmer einer Straßenlaterne einen Polizeibedienten in seinen Mantel gehüllt im Schnee herumstampfen, um sich zu erwärmen.

Bald hörten aber auch die Häuser auf und der Weg führte an leeren Gemüsegärten, unter fahlen Bäumen, an mit dünner Eistrübe bedeckten Wassertümpeln und an unendlich langen Holzplanenwerken vorüber.

Ein oder zweimal hielt der Wagen an und Gallegher hörte den Kutscher über sich selbst und die ganze Welt fluchen. Endlich war man bei der Station Torresdale angelangt.

Der kleine Bahnhof lag ganz verlassen da. Eine einzige Laterne warf einen Lichtstreifen über einen Theil des Perrons und weiter über einige von Rässe glänzende Eisenbahnschienen. Gallegher und sein Begleiter schritten zum zweiten Mal in diesen Lichtstreifen hin und zurück, als eine Gestalt aus der Finsterniß aufstande und sich ihnen näherte. Es war Hestlefinger.

"Ich bin Mr. Drover von der Presse," sagte der Sportsmitarbeiter. "Sie haben vielleicht von mir sprechen gehört? Wie es scheint, haben wir uns in einem glücklichen Moment getroffen. Dieser kleine Kerl da hat Habe gefunden und wir haben Grund zu glauben, derselbe werde heute Abend dem Boyerkampf beizohnen. Wir wünschen nun, daß sie ihn so ruhig und heimlich als möglich verhaften. Mit dem Verhaftungsbefehl und den Papieren, die sie besitzen, wird es Ihnen eine leichte Sache sein. Sie müssen natürlich thun, als ob er der Dieb wäre, wegen welchem Sie hierher gerufen sind."

„Wenn Sie einwilligen und ihn mit dem Zug 1 Uhr 20 nach New-York führen, ohne daß jemand die Sache mittelt, so wollen wir Ihnen fünfhundert von den fünftausend Dollars, die als Belohnung für seine Aufgreifung festgesetzt sind, abtreten. Sollte aber irgend eine Zeitung, gleichviel ob in New-York oder hier in Philadelpia auf die geringste Spur von der Geschichte gerathen, so bekommen Sie keinen rothen Heller. Was sagen Sie dazu?“

Hefflesinger hatte allerlei einzuwenden. — Er war gar nicht sicher, daß der Mann, den Gallegher im Verdacht hatte, wirklich Hade sei und er war bange davor, sich in Unannehmlichkeiten zu stürzen, wenn er einen falschen Mann verhaftete.

Wars dagegen der richtige Hade, — ja — dann wäre es allerdings eine Dummheit, sich die 500 Dollars entweichen zu lassen.

„Wir haben keine Zeit, die Sache zu erörtern“, fragte Droger auffahrend. „Wir verpflichten uns, Ihnen Hade in der Menge zu bezeichnen. Nach beendigem Boyertampf arretieren Sie ihn. Wie verabredet, Sie erhalten dann die ganze Summe und die ganze Ehre. Ist dies nicht nach Ihrem Kopf, so handle ich selbst und nehme den Kerl mit nach der Stadt, mit einem Revolver als Vollmacht.“

Hefflesinger überlegte noch einen Augenblick und schlug ohne weitere Einwendungen ein.

„Das ist ein Wort, Herr Droger“, sagte er. „Ich höre von Ihnen als von einem Sportsmann reinsten Wassers reden. Ich weiß, daß Sie Wort halten und ich für meinen Theil halte immer was ich verspreche. Das kann ein ganz schönes Stückchen Arbeit werden.“

Sie stiegen alle drei in den Wagen; aber nun erhob sich eine neue Schwierigkeit. Wie sollten sie den Polizisten in die Scheune, in welcher der Kampf stattfand, hinein bringen? Niemand von ihnen hatte zweihundertfünfzig Dollars in der Tasche, um des Eintritt zu bezahlen. Doch Gallegher wußte auch hier Rath, Kessler junior hatte ihm ja von einem Fenster an der Rückseite der Scheune gesprochen.

Es wurde also ausgemacht, daß Droger in die Scheune gehen, und wenn Hade gegen Vermuthung es doch nicht wagen würde, beim Kampfe zugegen zu sein, er, Droger, Hefflesinger davon benachrichtigen sollte.

War Hade aber da, so wollte Droger sich in dessen unmittelbarer Nähe halten — und ihn mittelst eines verabredeten Zeichens bezeichnen.

Sie hielten bei einem dunkeln, scheinbar öden und verlassenen Haus an. Aber beim Geräusch der Pferdehufe und Räder auf dem gefrorenen Boden öffnete sich die Hausthür und ein Lichtstreifen strömte ihnen warm und vergnüglich entgegen, während eine Stimme sagte: „Lösch doch die Laternen! Sie scheinen nicht mit dazu zu gehören.“

Es war der Wirth, der, als er Mr. Droger erkannte, ihn mit Begeisterung willkommen hieß.

Einen Augenblick sah man noch die Silhouetten der beiden Männer sich von der Helle abheben, dann schloß sich die Thüre und das Haus lag wieder in Finsterniß und Stille, man hörte nur die Regentropfen auf dem Dache plätschern.

Hefflesinger und Gallegher löschten die Wagenlaternen und zogen das Pferd nach einem langen niedern Zann hinter dem Hof, der, wie sie jetzt sahen, von allen Arten Gefährten, vom elegantesten Privat-Sig bis zum elendesten Vorstadt-Karren angefüllt war.

„Nein, halt!“ sagte Gallegher, als der Kutscher das Pferd in die Reihe der andern binden wollte. „Wir müssen es hier beim Eingang haben. Wenn wir wieder fortfahren, so gilt es für uns Journalisten, wer der Erste sein wird und der, welcher die Stadt zuerst erreicht, hat die besten Chancen.“

„Und wir wollen nicht wie zu einem Begräbniß fahren, wenns wieder heimwärts geht.“

Gallegher band das Pferd an die Eingangsthüre, die er zuerst öffnete, um auf dieje Weise sich freien Rückzug zu reservieren.

Der Kutscher verschwand im Hof und Gallegher und Hefflesinger schlichen leise nach der Rückseite der Scheune.

„Sieh hier, das ist ohne Zweifel das Fenster“, sagte Hefflesinger und zeigte auf einen großen, einige Fuß über der Erde angebrachten Holzladen.

„Gebt mir eine Handreichung, dann werde ich sofort öffnen“, sagte Gallegher zu seinem Begleiter. Der Knabe stieg auf die Schulter des Mannes, schnitt mit seinem Taschenmesser den Holzriegel, der den Balken schloß, durch, öffnete ihn, schwang

das eine Bein über die Kante und bog sich vor, um seinem Verbündeten beim Hinaufklettern zu helfen.

„Ich komme mir wie ein Einbrecher vor“, meinte Gallegher lächelnd, und ließ sich lautlos auf der Innenseite zur Erde gleiten, nachdem er den Balken wieder geschlossen hatte.

Die Scheune oder der Stall, eigentlich beides zugleich, war geräumig. Zu beiden Seiten waren Stalldürden mit Heubehältern angebracht, an welchen Kühe und Pferde lauten und an beiden Enden der Scheune befanden sich hohe Heustöße.

Die Arena nahm die Mitte ein. Die Wahrheit zu sagen, wars keine richtige Arena, sondern nur ein von mit Seilen untereinander verbundenen Holzpfählen abgestecktes Viereck, der Kampfplatz selbst war mit einer Lage Sägemehl bedeckt.

Gallegher konnte sich nicht enthalten, sie zu betreten. Er stampfte im Sägemehl herum, um sich zu überzeugen, daß er nicht träumte. Zuletzt begann er zu tanzen und führte einen so naturgetreuen Faustkampf mit einem eingebildeten Gegner auf, daß Hefflesinger sich eiligst in eine Ecke der Scheune zurückzog.

„Macht es jetzt wie ich“, sagte Gallegher, der unter dessen feinen Gegner besiegt hatte. Sie kletterten langsam auf einen der Heustöße, von da ließen sie sich vorsichtig bis an den Rand des Holzwerkes gleiten, wie sie sich das Gesicht nach unten gekehrt der Länge nach ausstreckten.

In dieser Stellung konnten sie, wenn sie das Heu ein wenig bei Seite schoben, alles beobachten, was unten vorging, ohne gesehen zu werden. „Das ist so gut, wie eine Parkettloge, meinte Gallegher.“

(Fortsetzung folgt.)

Fünfzig Jahre aus dem Leben einer Großstadt.

Das fast amerikanische Wachstum, das Berlin in den letzten 25 Jahren genommen hat, macht es uns schwer, uns in eine Epoche zurückzudenken, in der die Reichshauptstadt sich noch in mäßigen und übersichtlichen Dimensionen hielt. Und doch hatte das Berlin aus der Zeit Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms III. vor dem heutigen manche Vorzüge voraus: nicht allein, daß es sich damals an der Spree leichter und behaglicher lebte, es hatte auch die Stadt und ihre Bevölkerung im Ganzen mehr Charakter, als man das von dem heutigen Berlin sagen kann, das nach dem geistreichen Ausspruche eines Franzosen mehr ein Lager als eine Stadt zu nennen ist. Es hat darum einen eigenthümlichen kulturgeschichtlichen Reiz, sich das Bild des Berliner Lebens und der Berliner Entwicklung aus jener Periode zu vergegenwärtigen, und einen ausgezeichneten Führer bei diesem Versuche hat man an dem Berliner Universitäts-Professor Ludwig Geiger, der sein großes Werk „Berlin 1688—1840“ soeben zum Abschlusse gebracht und damit eine große Fülle sonst zerstreuten oder unbekanntem Materials zugänglich gemacht hat.

Dem Berliner vom Jahre 1830 selber erschien seine Stadt schon ausnehmend groß. „Sie wissen, Berlin ist so groß, daß man dermaßen entfernt wohnt, als lebe man in 2 Städten“, so schrieb Schadow an Böttiger; und als die Familie Mendelssohn 1825 an die Stelle des heutigen Herrenhauses zog, klagten die Freunde des Hauses, daß sie aus der Welt zögen. Dem Pariser oder Londoner aber konnte Berlin wirklich nicht durch Größe imponiren. Die Zahl der Häuser betrug 1828: 7300, die Gesamtzahl der Wohnungen 51 817, die Bevölkerung stieg von 219 673 Personen im Jahre 1828 auf 331 894 Personen erst. Militär im Jahre 1840. Außerlich präentente sich die Stadt zum Theil sehr unfreundlich. Die Straßen wurden unzulänglich gereinigt, „der Schmutz war grenzenlos“ wird 1827 berichtet. Einen großen Fortschritt bildeten die Anfänge des Trottoirs.

Die Weinbändler Lutter und Wegener legten im Jahre 1824 vor ihrem Hause zuerst Granitbahnen; ihrem Beispiele folgten aber trotz der Aussetzung einer Belohnung nur wenige gemeinnützig gekannte Bürger. Von 1827 ab wurde die Gasbeleuchtung eingeführt und erst damit war die Möglichkeit eines Nachtlebens gegeben; die Kutscher der neu eingeführten Droschken waren freilich nicht verpflichtet, nach 11 Uhr eine Fahrt anzunehmen. Diese Droschken, die die alten Säntzen und Kister ersetzten, wurden sehr bald der beliebteste Gegenstand des Berliner Wiges. Eine Schilderung sagt: „Mit Blitzgeschwindigkeit blieb eine solche Droschke an ihrem Orte stehen, wenn man schnell fahren wollte, und ehe man sich versah, waren 2 Stunden vergangen und man hatte noch gar keine unangenehmen Folgen einer Bewegung verspürt.“

„Wir bekommen Krieg“, läßt Savign eine Frau zur andern sagen. „Warum?“ „Ach, es geschehen große Dinge in der Natur, gefehert ist eine Droschke durchgegangen“. Inzwischen war doch die Verbindung innerhalb der Stadt verbessert worden; die mit dem Auslande hob sich wesentlich, als im Jahre 1823 eine tägliche Postverbindung nach dem Westen hergestellt wurde. Seit damals erschienen die Berliner Zeitungen täglich; für den Bildungsbüß der Berliner ist es bezeichnend, daß 433 Exemplare anderer deutscher und ausländischer Zeitungen gehalten wurden.

Berlin rühmte sich bekanntlich gern seiner Aufklärung. Den zweifachen Ruf der Aufklärung und der Sittenlosigkeit nennt eine Brotschürze vom Jahre 1788 als Berlins Charakteristikum. Die Aufklärung hatte in Berlin ihren Thron und ihren Papst in Nicolai, der von sich be-

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich nicht Goethe, Schiller worden;
Ich war geschmeichelt worden viel
Und wäre bald verdorben.

Trotz der Aufklärung herrschte aber doch viel Aberglaube. Ein Mond doktor erhielt häufige Besuche; einem Planetenleser mußte durch die Obrigkeit sein schwindelhaftes Handwerk gelegt werden. Daß es in Tegeel gesucht habe, magte selbst Nicolai nicht ganz von der Hand zu weisen. Einem hingerichteten Ruffischer wurden im Jahre 1810 zu abergläubischen Zwecken die Haare abge schnitten. — War es so mit der Aufklärung nicht in jeder Hinsicht zum Besten bestellt, so hatte es dafür mit der Sittenlosigkeit um so mehr seine Richtigkeit. Unter Friedrich Wilhelm II. war die Korruption in Berlin erschreckend. Damals spielte Madame Schuwis „die Königin der galanten Damen“, eine große Rolle; herausfordernd sah sie zum Verrger der ehrbaren Bürger in der vordersten Loge des Theaters. Ehebrüche und Entführungen waren an der Tagesordnung und wurden zumeist nur als „unklug“ gerügt.

Erst die Regierung des sittenstrengen Friedrich Wilhelm III. brachte einige Besserung dieser Zustände zuwege; indessen wirkten die üblen Einflüsse der verflorenen Epoche doch noch sehr lange nach; und daß die in Berlin einquartierten Franzosen diesen Dingen einen geradezu solofalen „Aufschwung“ gaben, war dem begonnenen Läuterungsprozeß wieder hinderlich.

Von solchen Ausweichungen blieb die feinere Geselligkeit im Allgemeinen wenigstens verschont. Schiller fand in Berlin „eine große persönliche Freiheit und eine Ungeswungenheit im bürgerlichen Leben“. Dagegen war die Staal von der Berliner Geselligkeit enttäuscht; „sie sah Gelehrsamkeit, wo sie Geist und gesellschaftlichen Takt suchte, Einförmigkeit und Neigung zum Klatsch, wo sie das vielgestaltige Treiben der Pariser Salons erwartete“. Während der kleine Mann unter der Tyrannei des Stammlitischen stand und in der Kneipe seine Rottbuser trank (das Weib hier ist eine spätere Erfindung), versammelte sich die feinere Gesellschaft in Klubs, die sie zwar nach ihren Versammlungstagen verschieden nannten, aber sich im Wesentlichen alle aus den nämlichen Persönlichkeiten zusammensetzten.

Dazu kamen die berühmten Salons von Rahel Levin und Henriette Herz, der „großen überfüllten Unwahrheit.“ In der späteren Zeit fand das Klubleben seine Fortsetzung in der aus Dichtern und Dichtersfreunden zusammengesetzten „Mittwochs geselligschaft“, die ganz unter dem Zeichen der Goethe Verehrung stand und in dem von Sapfir und dem Schauspieler Lemm begründeten eigenartig organisierten „Tunnel an der Spree“, der noch heute existiert. Hier legten die Mitglieder ihre Produktionen — „Späne“ — vor; vier Späne geliefert hatte, wurde arbeitendes Mitglied (Makulatur), die Uebrigen hießen nicht arbeitende (Klaffler). Am produktivsten erwies sich Ludwig Lefser (Viber), der es von 1827—1840 auf 400 Späne brachte; von beherantern Mitgliedern der früheren Zeit seien hier der Graf Strachwiz und Heinrich von Mühlser, der den Vereinsnamen Cocceji trug, genannt. Das häusliche gesellige Leben nahm später die wenig sympathische Form der „ästhetischen Thees“ an, die L. Robert sehr geistreich geschildert hat.

„Blumen und Kerzen — Spiegel und Lichte, — Geschnürte Herzen — Bewachte Gesichter, — Grüßendes Neigen, — Tonloses Summen, — Verlegenes Schmeigen, — Sprödes Verstummen. — Ein laulich Gebräue. — Mit Zucker und Sahne, — Und immer auf's Neue — Die schwache Tisane, — Und Kuchen und Backwerk — Und Backwerk und Lorte. — Man öffnet zum Hackwerk — Das Pianoforte. — Es werden die Zimmer stets heißer und enger, — Und immer und immer — Die Weile länger.“

Näher als diese faden Thee-Abende, die ja auch Hauff ergötzlich verspottet hat, stehen unserm Geschmacke die sonstigen Vergnügungen der Berliner dieser Zeit. Geibel hat sie einmal halb ironisch in einem epischen Versuch folgendermaßen besungen:

Schon ist's unstreitig Abends an den Zelten,
Wenn man sein Liebchen dort spazieren führt.
Schön ist's im fischberühmten Stralau, Dank o
Neptunus dir, und schön ist's auch in Pantow.
Ja, schön sind Menschen, Wasser, Luft und Erde,
Vor allem die Charlottenburger Pferde.

Die in der letzten Zeile erwähnten Pferderennen, zählten schon damals zu den beliebtesten Vergnügungen der Berliner. Sie fanden zuerst 1829 und 1830 statt, und thaten anderen Vergnügungen wesentlich Abbruch. Ganz besondern Geschmack fand man an Luftfahrten. Als der Luftschiffer Blanchard im Jahre 1788 in Buchholz mit seinem „Luftball“ zur Erde kam, wurde er von Kavaliern empfangen und in sechs spanniger Wagen ins Theater gebracht, wo ihm eine Loge neben der königlichen reservirt war. Eine andere Luftfahrt erzeugte das Epigramm, daß Steigen und Fallen vorzüglich gelungen sei: dem Ball das Steigen, dem Luftschiffer

der Fall. Neben dem Theater, dessen Bedeutung und Geschichte im damaligen Berlin ja ein ganz eigenes Kapitel bildet, war es die Musik für die man sich besonders interessirte. Wir können uns heute schwer einen Begriff von dem maßlosen Enthusiasmus machen, den Erscheinungen wie die Catalani und der Geiger Paganini in jener Zeit, die von allen politischen Interessen abgeschlossen war, erzeugten. Den Gipfel erreichte die Begeisterung für Henriette Sonntag, der u. A. die folgenden Epitheta gegeben wurden: der Erangel, die himmlische Jungfrau, theurer Sangeshort, Götterkind, zarte Perle, von Anreden, wie „Die Namenlose“, „Die Hochgepriesene“ u. dgl. m. als bescheiden zu schweigen. Dabei schildert ein nüchtern Beobachter das „holde Mägdelein“ dahin, sie sei „klein, kurz, strumplig, mit einem hübschen nichts sagenden Gesicht, ohne alle Grazie“. Und Nabel Levin gestand ihr zwar „höchste Leistung des Rehlens“, Intelligenz und Ruhe zu, vermüßte aber „die Seele, die Leidenschaft, die wechselnde Gemüthsstimmung.“

Trotz der ziemlich ausgeprägten Vergnügungssucht hielten sich die Unterhaltungen der Zeit notgedrungen in ziemlich bescheidenen Verhältnissen. Denn Berlin war damals nichts weniger als reich, und die schwere Zeit der Einquartierung der Franzosen und des Befreiungskrieges machte sich noch lange nachher schmerzlich fühlbar. Hatte doch ein mit 2000 Thalern in der Feuerkasse stehendes Haus dem Feinde 200 Thaler Kontribution und 460 Thaler unverzinslichen Vorschuß leisten müssen! Da hieß es denn sich einschränken. Der Jahresverbrauch reichlich lebender Familien betrug 1500 bis 2000 Thaler; der Mittelstand mußte mit einem Viertel bis zu einem Fünftel dieser Summe auszukommen suchen. Eine gute Wohnung im Centrum kostete 200—250 Thaler, die kleineren 8—30 Thaler jährlich. Bestes Rind- und Schweinefleisch kostete (1806) 3 Gr. 6 Pf., Kalbfleisch zum Braten 3 Gr., zum Kochen 2 Gr. 6 Pf. So zwang verhältnismäßige Theuerung mancher Bedarfsgegenstände einerseits und Unbemitteltheit andererseits das ganze Leben in die Grenzen einer gewissen Einfachheit, die sich auch im geistigen Charakter Berlins abspiegelt, in der Anspruchslosigkeit, in der Genügsamkeit. Zugleich aber bildete sich eben in jener Epoche der eigenthümliche, spezifisch „berlinische Geist“ endgiltig aus.

Der Berliner Wig, dessen ägende Schärfe und Unbarmherzigkeit nicht immer sympathisch wirkt, der aber in gutmüthiger Selbstverpottung auch eine bessere Seite zeigt, scheint in seinem Charakter von Sapfir mit bestimmt worden zu sein. Sapfir kam in die Berliner Literatur- und Journalistenwelt, wie der Necht in den Karpfenteich, erregte durch seine rücksichtslosen und bisigen Kritiken die allgemeine Erbitterung und mußte schließlich vor der vereinigten Gelehrschaft von tout Berlin seinen Rückzug antreten. Sehr wenig hat ihn Förster dahin charakterisirt, er sei ein Edelstein gewesen, den nur die Polizei fassen konnte. Sapfir ist als Humorist für unseren Geschmack fast ganz ungenießbar; sein Wig erscheint uns heut wenig geistreich und gequält. Dennoch haben sich einige Worte und Witze von ihm bis heut im Berliner Volksmunde erhalten, wie die Lebensart „So nimm sie Du sie Dir sie denn sie doch“, oder die Scherzfrage: „Rann ich die tothe Couleur nicht in grün haben?“ Gefunden präferirt sich der Berliner Wig in der Frau Du Litre, einer echten verben Berlinerin trotz ihres französischen Namens. Als Friedrich Wilhelm III. sie einmal nach dem Ergehen ihrer in Rom weilenden Kinder fragte, antwortete sie: Alle Dienstag und Freitag bei Papstens in Rom zum Thee und die Papstin so freundlich zu meine Tochter, wie Majestäten zu mir.“ Ihre etwas ältliche Gesellschaftsdame belehrte sie einmal, man sage nicht jefosen, sondern gegangen.

„Wat gegangen? Ransfellen, id bin jefosen, jefosen, und id habe den reichen du Litre jekriegt, und Sie sind gegangen und gegangen und haben noch keinen nich jekriegt.“ Der hervorragende literarische Vertreter dieses Berliner Wiges ist Wolf Glasbrenner (Brennglas), der das ganze Berliner Leben in den Bereich seiner Darstellung gezogen hat. Zwar findet man auch bei ihm ziemlich wohlfeile Wortwitze, wie „Jott seest det Kind,“ für God save the king; in seinen besseren Einfällen zeigt er jedoch wirklichen Wig. Vor allem in seiner berühmten Erfindung, dem Eckensteher Rante, der mit den Worten „Herr Kriminell, id melde mir,“ eintritt und unwillig wiederholt „Ja habe mir gemolten“, der auf die Frage, ob er Eltern habe, antwortet: „Ja, zwei Stück“, und zweifelnd bemerkt, er sei eigentlich ein geborener Zwilling, „oder bin id vielleicht mein Bruder?“ Glasbrenner hat zuerst den politischen Wig in Berlin zur Geltung gebracht, der bald zu großer Blüthe kam. Zu welcher Schärfe er sich manchmal steigerte, das beweist das Bonmot auf Friedrich Wilhelms III. Heirath mit der Gräfin Harrach (Fürstin Liegnitz): „Man würde die Heirath für eine Fabel halten, wenn nicht die Moral daran fehlte.“ Ein anderer politischer Wig der Zeit fragt: „Warum ist Schuckmann Minister des Innern?“ — „Weil er ohne Aeußerung ist.“

Aber diese Anzeichen des erwachenden politischen Interesses waren bereits die Vorboten einer neuen Zeit. Der Tod Friedrich Wilhelms III. machte dem Berliner Stilleben ein Ende.